

London und in Washington seine Wirkung tun soll. Wenn man ihn hört, wird es sich am 30. April, in der Sitzung des Obersten Rates, allenfalls nur noch um Formalitäten handeln, denn können die Alliierten überhaupt etwas anderes tun als ja und Amen zu sagen zu allen den militärischen, wirtschaftlichen und politischen Maßnahmen, die Frankreich vorbereitet hat, um das dreimal vertragsbrüchige Deutschland zur Erfüllung seiner Verpflichtungen zu zwingen? Weder und immer wieder weist er auf unsere Unterlassungen und Verfehlungen hin, und er denkt natürlich nicht daran, sich auf Diskussionen darüber einzulassen, ob hier Unzuträglichkeiten vorgelegen haben, oder ob wir überhaupt mit Grund bestreiten, was uns vorgeworfen wird. Was er braucht, ist unser böser Wille — und den wird er sich von keiner Macht der Welt wegdisputieren lassen, so leicht auch nur bei einer Spur von Unbefangenheit der Nachweis zu führen wäre, daß es einen besseren Vertragswillen als den deutschen gar nicht geben kann. Ihm ist es um die Macht zu tun, und nur um die Macht. Und zwar ebenso sehr um seine eigene, die er den unentwegt im Hintergrund wirkenden und wühlenden Poincaré Tardien und Genossen gegenüber auf das jädeste verteidigt, wie auch diejenige der französischen Republik, die er trotz Entente und Völkerbund unter keinen Umständen auswärtigen Nachteil ausliefern will. Das schließt natürlich nicht aus, daß er Recht und Gerechtigkeit trotzdem unentwegt im Mund führt. Im Gegenteil, je erbarmungsloser seine Politik, desto salbungsvoller seine Rede. Das ist französische Kultur, französischer Geist. Wir müssen sie bewundern, ohne sie darum auch nur im mindesten schön oder nachahmenswert zu finden. Aber werden wir in der Lage, der wir ausgesetzt sind, auf die Dauer allein mit deutscher Gewissenhaftigkeit, deutscher Ehrlichkeit und deutscher Rückhaltlosigkeit auskommen?

Eine Frage, die nach dem 1. Mai wohl auch im Reichstage zur Entscheidung gebracht werden wird.

Deutscher Reichstag.

(17. Sitzung.) C.B. Berlin, 27. April.

Auch heute waren Haus und Tribünen stark besetzt. Die meisten Reichsminister mit dem Reichskanzler an der Spitze waren erschienen. Die Stimmung war von Beginn an stark erregt. Auf der Tagesordnung stand allein die Aussprache über die auswärtige Politik.

Erklärung der Regierungsparteien.

Zuerst erhielt das Wort der Abg. Nieger (D. Volksp.), der im Namen der Reichstagsfraktionen des Zentrums, der Deutschen Volkspartei, der Deutsch-demokratischen Partei und der bayerischen Volkspartei eine Erklärung abgab, in der es hieß:

Nachdem die Londoner Verhandlungen abgebrochen waren, hat das deutsche Volk in fester Entschlossenheit die über große Teile Deutschlands verhängten Zwangsmaßnahmen getragen. Diese Zwangsmaßnahmen haben bisher ihren Zweck nicht erreicht. Sie würden, auch verschärft, ihn niemals erreichen. Unseren Volksgenossen danken wir für ihre Treue. Wir sind überzeugt, daß sie auch in Zukunft, wenn es notwendig sein sollte, dieselbe Festigkeit und Opferwilligkeit beweisen würden. Das enthebt uns aber nicht der Pflicht, alles zu tun, um neue Gewalt abzuwenden.

Schweren Herzens, aber im Vollgefühl unserer Verantwortlichkeit sprechen wir unser Einverständnis damit aus, daß die Regierung den Weg, der sich ihr bot, betreten hat, um die Befreiung des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika zu erlangen. Wenn der Präsident diese Aufgabe übernimmt, so eröffnet sich damit die Aussicht, der Welt den Frieden zu geben, nach dem sie ruft, und die friedliche Entwicklung Deutschlands in ruhigen Bahnen zu sichern.

Die Vorschläge, die dem Präsidenten der Vereinigten Staaten unterbreitet worden sind, muten uns unangehöriges an. Das deutsche Volk ist aber gewillt, rückhaltlos zu leisten, was es überhaupt leisten kann. Es wird mit uns der Auffassung sein, daß für rückhaltlose Betrachtungen jetzt nicht die Zeit ist. Schlägt auch dieser Versuch fehl, so ist vor der

Geschichte festzustellen, daß Deutschland alles getan hat, was in seinen Kräften stand, um der ersehnten und verkörperten Welt den Frieden zu verschaffen. In diesem Bewußtsein würde das deutsche Volk allem Schlimmen, was die Gewalt verhängen kann, furchtlos und ungebogen standhalten.

Diese Erklärung wurde von der Mehrheit mit Beifall angenommen.

Der nächste Redner Müller-Franken (Soz.) leitete seine Ausführungen mit dem Bemerkten ein, es dürfe doch nicht vergessen werden, daß, wenn sich der Minister des Auswärtigen in einer wenig beneidenswerten Lage befände, die spätere Politik der Rechte die Schuld daran trage. Der erobertungsfähige Imperialismus der Rechte trage die Verantwortung. (Stürmische Unterbrechung und Proteste seitens der Rechte.) Sodann ging der Redner auf die Note an den Präsidenten der Vereinigten Staaten ein und bemerkte, daß wir bis an die Grenze unserer Leistungsfähigkeit werden gehen müssen. Wir müssen, gegenüber der Behauptung des französischen Ministerpräsidenten, daß wir den Wiederaufbau Frankreichs absichtlich verzögert hätten, jetzt der Redner fest, daß wir bereits im August 1919 der französischen Regierung die Lieferung von 60000 Holzbaraden gegen die ärgste Wohnungsnot nicht der erforderlichen Mobilmachung angeboten haben. Frankreich hat dies abgelehnt. Immerhin sei es mit Sachleistungen allein nicht getan, wir müßten auch Bargeld zahlen, und wenn es in Österreich möglich war, auf internationalen Wege Geld zu schaffen, werde dieser Weg auch uns nicht verschlossen sein. Hieraus wandte er sich abermals gegen die Rechte und sagte, es sei ein Skandal, daß die Deutschnationalen sogar

das Begräbnis der Kaiserin

für ihre Parteipropaganda ausgenutzt hätten. (Großer Lärm und stürmischer Widerspruch rechts.) Es ist behauptet worden, bemerkte der Redner, daß alle Regimenter der Reichswehr dazu Deputationen entsandt hätten. Ich lenke die Aufmerksamkeit des Ministers auf diesen Punkt. Wir müssen, um falsche Eindrücke im Ausland zu vermeiden, diese Sache im Reichstage klären. (Zuruf: Demunziant!) Sodann ging der Redner auf die Entwaffnungsfrage ein und erklärte, wenn Militär auf eigene Faust eine Mobilisation im Osten vorbereiten werde, so müßte schleunigst eingegriffen werden. Ich warne die Arbeiter, so schloß der Redner, sich an Selbstschutzorganisationen im Osten zu beteiligen. Wir wollen unser Volk gegen wirtschaftliche Verflawung und politische Zerreißung schützen.

Abg. Dr. Helfferich (Deutschnat.) Der ganze erste Teil seiner Ausführungen war fast ununterbrochen von den lärmenden Kundgebungen der Linken begleitet. Abg. Helfferich begann seine Ausführungen damit, daß er dem Abg. Müller-Franken vorwarf, dieser habe in seinen Ausführungen gegen den deutschen Militarismus, gewollt oder ungewollt, der Entente Hilfe gegen Deutschland geleistet. (Die Linke rief hier dem Redner zu, daß er ein Kriegsschuldiger sei.) Weiter ging der Redner auf die Kriegsverbrechen ein und gedachte dabei der jüngsten Veröffentlichung Schellens und führte des ferneren aus, daß der frühere deutsche Kaiser immer den Frieden gewünscht habe. Das fortwährende Verlangen der Sozialdemokraten nach Entwaffnung bedeute die Verwundung unserer Feinde. (Lebhafter Beifall rechts, Unruhe links.) Als der Redner hierauf die Ausführungen des Abg. Müller-Franken über die Befreiung der Kaiserin als ein Zeugnis niedriger Gesinnung bezeichnete, kam es zu

stürmischen Ausbrüchen.

Minutenlang wurde der Redner seine Ausführungen unterbrochen. Als der Abgeordnete Dr. Helfferich weiter sagte, Deutschland bedürfe einer moralischen Reinigung, riefen ihm verschiedene Mitglieder der Linken zu: Mit Ihnen muß angefangen werden. Als der Redner sodann auf die Kriegsverbrechen zu sprechen kam, bemerkte der Abg. Müller-Franken: Sie lügen ununterbrochen. Der Redner kam dann zur Besprechung des jetzigen Vorgehens der Regierung. Wir sind bereit, sagt der Redner, schwere Opfer zu bringen, um unser Volk vor einer Katastrophe zu bewahren. Wir bringen diese Opfer aber nicht mit dem Gefühl einer Verpflichtung, wie es leider aus der geringen Rede des Ministers des Auswärtigen hervorging. Wir sind damit einverstanden, daß dem Präsidenten Harding das Vermittleramt angeboten wurde, aber es muß festgestellt werden, daß die Schuld an den entsetzlichen Folgen des Friedens der frühere Präsident Wilson trägt. In dem Telegramm an den Präsidenten Harding beurteilte wir das Angebot, ihm das Schicksal unseres Volkes ganz anzuvertrauen. Durch Ablehnung dieses Angebotes hat der Prä-

sident mehr Gefäß für die Würde Deutschlands bewiesen als die Staatsmänner, die das Telegramm abgefaßt haben. Der Minister des Auswärtigen hat schon in London die ihm gezogenen Grenzen in seinem zweiten Angebot überschritten. Diesmal aber ist er noch weiter gegangen. Wir protestieren auch dagegen, daß er nicht vorher die Aufhebung der Sanktionen verlangt hat. Der Minister des Auswärtigen hat zweifellos den beiden Völkern, aber wenn er die Grenze der Leistungsfähigkeit zum Gegenstand eines Schandens macht, kann er im Ausland nicht auf Vertrauen rechnen. Je mehr wir zurückweichen, um so unerhörter wird die Sprache des französischen Ministerpräsidenten. Es ist erbärmlich, einen Wehrlosen fortwährend mit Gewalt zu bedrohen. Unser Minister traut den fremden Ministern dieselbe Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit zu, die er selbst besitzt. Wer die Politik aus der Geschichte kennt, weiß, daß man damit nicht durchkommt. Der Redner ging dann näher auf die französische Politik gegen Deutschland ein und schloß: Die Weltgeschichte, die mit dem Jahre 1807 nicht zu Ende war, wird auch mit dem Jahre 1921 nicht zu Ende sein. (Beifall, Handklopfen auf den Tribünen.) Präsident Lods rief diese Kundgebungen der Tribünenbesucher.

Hierauf sprach der Abg. Dr. Breitscheid (M. Soz.). Er wies in erster Linie auf die moralische Pflicht zur Wiedergutmachung hin und ging dann auf die frühere imperialistische Politik Deutschlands ein. Die ganze moralische Clique, bemerkte er, war stärker als der Kaiser von Gottes Gnaden. In meinen Händen befindet sich ein Attentat, mit phantastischen Friedensplänen des Kaisers, der Belgien und die Seelüste für uns verlangt und England selber Malta nimmt, der Amerika 20 Milliarden Dollar und Frankreich 40 Milliarden Franken Kriegsschaden auferlegt. An solchen Plänen ist

die päpstliche Friedensvermittlung

zuschanden geworden. Mit solchen Plänen sind aber auch die Wege der Entente gepflastert, die wir jetzt zu beschreiten haben. Den Arbeiter trifft keine Schuld am Kriege, trotzdem muß er mit bluten. Die Kaiserliche Befehlsliste sind diesen Gesichtspunkten entgegengekommen. Bisher ist die Regierung sich inzwischen darüber klar geworden, daß sie mit den Arbeitern besser fertig geworden wäre als mit den Kapitalisten. Natürlich weiß die Arbeiterschaft auch bei der Entente neue Rechte zu erlangen. Das nimmt Zeit in Anspruch, aber es geht vorwärts. In Frankreich wird bald der Tag kommen, wo die Arbeiterschaft ihr Wort in der Tagespolitik werfen kann. Die jetzige Sozialpolitik der Entente hat zu der Arbeitslosigkeit in England und zum dortigen Streik geführt. In seinen weiteren Ausführungen betonte der Abg. Breitscheid u. a. dem Lösungsvorschlag der Entente mit den Gewaltmitteln hätte die deutsche Regierung rechtzeitig Lösungsvorschläge entgegenzusetzen müssen, bei denen nicht die Arbeiterschaft die Kosten zu tragen hätte. Wir haben nichts dagegen, wenn jemand der verstorbenen Kaiserin seine Pietät beweist. Was der monarchistische Mob aber in Potsdam getan hat, das war eine Leichenparade, das war eine Demonstration, bei der sogar ein amerikanisches Ehepaar blutig mißhandelt wurde. Weiter machte der Redner der Regierung Vorwürfe über ihr Verhalten in den letzten Wochen und tadelt es ebenfalls, daß die Note an Amerika ohne jede vorherige Mitteilung an den Auswärtigen Ausschuss abgeschickt sei. Die amerikanischen Geschäftsleute, die hier weilen, haben unserer deutsche Politik geschäftlich in die Hand genommen und nach ihren Geschäftsinteressen geleitet. Das ist keine deutsche Politik, sondern

eine Politik von Kaiserlichen Measid.

Wir erwarten nichts von der Vermittlung, denn einen Erfolg kann es nur dann geben, wenn den Pariser Wünschen jetzt nahe gekommen wird. Die Regierung sieht schon jetzt im Schnellzug nach Paris, dahin hätte sie auch ohne Amerika kommen können. Die Regierung hat kostbare Zeit verloren und uns in eine Zwangslage gebracht. Ob die Regierung bleibt oder nicht ist gleichgültig, aber jeder kommenden Regierung werden ebenfalls die Hände gebunden sein.

Hierauf sprach Abg. Frölich (Komm.) Er zog gegen den Kapitalismus zu Felde und gegen Herrn Sittner, wobei er bemerkte, die Franzosen sollten sich nicht etwa einbilden, wenn in Deutschland eine sozialistische Regierung aus Ruder käme, daß dies eine ebenfalls kapitalistische sein würde.

Frankreichs Wiederaufbau.

Eine deutsche Richtschnur.

Bei der Ministerbegegnung in Lymene war die Rede von dem Angebot der deutschen Regierung zur Mitwirkung bei dem Wiederaufbau der zerstörten Gebiete. Nach

Der Doppelgänger des Herrn Emil Schnepfe.

Roman von Carl Schäfer.

Es war ihm überhaupt nicht zumute. Die Beschreibung da in der Zeitung klang so scheußlich verbrecherisch. Na — wenigstens hatte die Opiumzigarette weiter keinen Schaden angerichtet, das war die Hauptsache. Daß über den Verlust von Geld und Wecheln — hm, von dem Brief sagte der Zeitungsbekannt nichts! — tiefe Trauer in die Seele des Herrn Labwein eingezogen war, na, darüber regte er sich nicht im geringsten auf. Es freute ihn sogar, daß er dem Spießhaken das Geld noch nicht zurückgeschickt hatte, mochte er ruhig noch zappeln. Aber — aber dieser Emil Schnepfe! Es war doch ein unerträgliches Gefühl, den armen Teufel so fürchterlich hineingelegt zu haben; sich selbst aber so sicher zu wissen, daß keine Verletzung von Umständen den eigenen Sprung ins Verbrechertum zur Entdeckung bringen konnte. Denn vor einem Erkenntwerden dem Aussehen nach schätzte ihn ja die polizeiliche Legitimation. Alle übrigen Spuren hatte er verwischt. Aber —

Jawohl! diesem Emil Schnepfe ging es an den Kraken!

Gräßlich — gräßlich ...

Zum Donnerwetter, die Sache ging einem an die Kerben!

Kannst du augenblicklich diesem Emil Schnepfe helfen?"

fragte sich Dorival endlich.

„Nein, offenbar nicht.“

„Kannst du die Sachlage ändern?“

„Unmöglich!“

„Schön, mein Junge! Dann zerdrück dir auch gefälligst den Kopf nicht über Dinge, die nun einmal sind, wie sie sind. Bertig! Schluß!“

Es war aber nicht fertig. Ein neuer Gedanke plagte ihn: Wenn nun dieser Emil Schnepfe wirklich gefaßt wurde?

Wenn man ihn verurteilt?

Dann — dann hatte ein anständiger Mensch die Pflicht —

oßai Deibel ...!

Aber einen Emil Schnepfe läßt man nicht so leicht. Der sah womöglich in aller Gemütsruhe in einem Luxushotel, na, in Singapur oder Kapstadt oder sonstwo, und rupfte ungeschuldige Hennen vom Schlege der Frau von Maarlag.

Selbstverständlich!

Natürlich war Schnepfe schon längst ins Ausland geflohen, sonst hätte ihn die Polizei in dieser langen Zeit doch sicher schon erwischt.

Daran hatte Dorival noch gar nicht gedacht.

Und er pfiff sich eins.

Er wurde sogar sehr vergnügt.

Eine Stunde später war Dorival auf dem Weg zu dem Cafe in der Kurfürststraße. Am Großen Stern bot ihm ein Blumenmädchen Weicheln an. Er kaufte ein Sträußchen, um es Ruth mitzubringen. Die Zeitung mit dem Bericht über das Attentat auf den Danziger Lubwein hatte er zu sich gesteckt, denn vielleicht hatte ihn Ruth noch nicht gelesen. Als er über die Korneliusbrücke ging, warf er die Opiumzigaretten in den Landwehrkanal. Es schanderte ihn, wenn er daran dachte, daß er gestern den Schuhmann um ein Haar mit dem Zeug beglückt hätte.

Eben hatte er noch an ihn gedacht, da sah er auch schon den Schuhmann. Breit und behäbig kam er langsamen Schrittes daher, den Bauch umgürtet mit dem gelben Riemen. Ob er den Spenker des Zwanzigmarkstückes wiedererkennen würde?

„Guten Morgen!“ hörte er in diesem Augenblick eine liebe Stimme sagen.

Ruth stand neben ihm. Hübscher noch als früher erschien sie ihm in ihrem leinen Frühjahrsbüschchen, in ihrem eleganten Schneiderkleid.

„Ich danke Ihnen, daß Sie so pünktlich sind!“ sagte er und lächelte ihr die Hand.

„Nicht Sie haben mir zu danken,“ wehrte sie ab, und er sah, trotz des Schleiers, daß sie rot wurde. „Ich habe Ihnen zu danken, daß Sie Wort gehalten haben.“

Sie drückte ihm fest die Hand.

„Wollen wir jetzt nach unserem stillen Winkel gehen, oder wäre es Ihnen recht, wenn wir im Tiergarten?“

„Nein, ein“ unterbrach sie ihn ängstlich, „es ist wegen Ihrer Sicherheit besser, wenn wir in das Cafe gehen. Aber wir müssen einen Umweg machen. Dort steht ein Schuhmann, der immer zu uns herübersteht.“

„Wir wollen ihn zeigen, daß wir ihn nicht fürchten!“ lächelte Dorival. „Bitte, Ihren Arm!“

Sie schob ihren Arm unter den seinen, und sie gingen auf den biden Schuhmann zu. Der hatte ihre Begegnung mit angesehen und in Dorival den Spenker des Goldstückes wiedererkannt.

Als die beiden an ihm vorbei gingen, grüßte er natürlich. Und dann — der Herr war ja gestern so gemütslich gewesen — sagte er verständnisinnig:

„Wünsche gehorsamt viel Glück!“

Dorival dankte.

Ruth sah Dorival erstaunt an. Schließlich entschloß sie sich zu der Frage:

„Der Polizist kannte Sie?“

„Gewiß. Er grüßte mich doch, wie Sie gesehen haben.“

„Sehr respektvoll sogar. Und dann hat er Ihnen Glück gewünscht. Wozu eigentlich?“

Ein jählicher Blick Dorivals streifte seine schöne Begleiterin.

„Ja, wozu soll er mir Glück gewünscht haben?“ lachte er.

„Zu meinem Erfolg gelte mir der Lobwein natürlich!“

Ruth blieb stehen und starrte Dorival an.

„Dazu gratuliert Ihnen die Polizei?“

„Sie haben es ja selbst gehört.“

„Sie sind ein merkwürdiger Mensch. Sie scherzen, wenn Sie in schlimmster Gefahr sind. Aus Ihnen werde ich nicht flug.“

„Wirklich? Na, mir geht es manchmal ebenso; ich werde aus mir selbst nicht flug. Das kommt, weil ich krank bin, Seelisch, nicht körperlich.“

„Warum gehen Sie nicht zu einem Arzt?“

„Ich bin zu ihm gegangen. Heute morgen.“

„Und was hat er gesagt?“

„Das hoffe ich jetzt von ihm zu erfahren.“

Sie zog ihren Arm unter dem seinen hervor.

„Wir wollen lieber jeder für sich gehen.“

Sie traten in das Cafe und nahmen ihre alten Plätze ein.

Der Kellner erkannte sie und lächelte freundlich. Er zog sich disret zurück, nachdem er den Kaffee gebracht hatte.

„Darf ich Ihnen diese Weicheln überreichen?“ sagte Dorival und hielt Ruth das Sträußchen hin.

Sie nahm die Blumen dankend an und befestigte das Sträußchen an ihrer Dade.

„Haben Sie die Zeitung schon gelesen?“ fragte Dorival lächelnd.

„Ja. Ich weiß ja nicht, wie ich Ihnen danken soll.“

„D, bitte!“

„Es muß fürchterlich gewesen sein.“

„D nein!“

„Sie sind sehr geschickt gewesen.“

„Danke!“

„Und haben Sie — haben Sie den Brief gefunden?“

Ängstlich ägernd stellte sie die Frage. Gespannt blickte sie ihm an. Tapfer ging sie ohne Umschweife auf ihr Ziel los.

Aber es bangte ihr vor der Entscheidung. Hatte er den Brief gefunden, oder nicht? Und wenn er ihn gefunden und an sich gebracht hatte, was würde er jetzt von ihr verlangen, ehe er den Brief herausgab? Nicht die Forderung in barem Geld, die er machen konnte, schredete sie. Sie wußte, ihr Vater würde in dieser Beziehung nicht kleinlich sein. Aber sein Benehmen ihr gegenüber war nicht mißzuverstehen. Und er gefiel ihr. Sie mußte sich zusammennehmen, um stark zu bleiben. Sie mußte sich ins Gedächtnis rufen, daß der Mann innen verderbt war. Er war ein Betrüger, ein Ausgestoßener, der seine äußeren Vorzüge benutzte, um Frauen zu belügen und zu betrügen. Eigentlich mußte sie ihn verachten. Und sie wunderte sich über sich selbst, daß sie das nicht konnte. Und — wie würde er sich jetzt benehmen — jetzt, da er den großen Trumpf gegen sie in der Hand hielt?